



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Großvater und Enkel

---

## Großvater und Enkel

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth

(Fortsetzung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Die Offiziere schauten ihm finster nach, und als die Türe hinter ihm ins Schloß fiel, schlug der Obersheriff mit der Faust auf den Tisch, daß die Humpen klirrten, und sagte: „Hol' mich der Henker, wenn ich nicht lieber den alten Judas an den Galgen lieferte als seinen Sohn, so verhaßt mir auch sonst die Meßpaffen sind! — Jetzt wissen wir erst recht nicht, ob wir ihn kriegen. Das Ganze ist am Ende doch nur ein Kniff, um den eigenen Beutel zu wahren und uns auf eine falsche Fährte zu führen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Alte vorher zu Sankey House gewesen wäre und seine Warnung an den Mann gebracht hätte, bevor er hierher nach Warrington kam — erfundigt euch danach! Und nun, Bill, was ist Eure Meinung?“

„Meine Meinung ist“, erwiderte der mit Bill angeredete Untersheriff, „daß wir es heute nacht noch versuchen sollen. Die Merseybrücke hier in Warrington wurde streng bewacht, und auch nach Fidlers Ferry habe ich es melden lassen; über den Fluß ist er also nicht entkommen. Die Wege nach Appleton und Farnworth sind ebenfalls seit Mittag besetzt, und ich stehe dafür, daß der Pfaff noch bei Anbruch der Nacht in Sankey House war. Wenn wir ihn nicht erwischen, so sage ich mit Euer Lordschaft: der alte Fuchs hat ihn gewarnt, und dann, so wahr ich Sheriff bin, muß er daran glauben!“

„Auf jeden Fall bemächtigt Euch des Knaben; es wird ein leichtes sein, aus ihm das Versteck des Pfaffen und viel-

leicht noch manches andere zu erforschen. Ich gebe Euch zwanzig Mann, Ihr könnt sie selber auswählen. Macht, daß Ihr gegen drei Uhr auf dem Plage seid; der Mond ist dann untergegangen, und die Flut, die gegen halb vier Uhr auf ihrer Höhe steht, verhindert jedes Entkommen über den Fluß. Zwei Kronen demjenigen, der den Pfaffen festnimmt.“

So planten die Häfcher. In Sankey House aber hatte sich der süße Schlummer der Unschuld mit seinen goldenen Träumen auf den kleinen John herabgesehnt. Er besand sich in den weiten Hallen eines katholischen Domes und sah den hehren Gottesdienst der Kirche in seinem Glanze, wie er ihn nur aus den Beschreibungen seines Onkels kannte. In Gold gekleidete Priester umringten den Altar, Weihrauchwolken wallten, und die Orgel rauschte durch die menschengesüllten Schiffe. Wie gerne hätte auch er unter den dienenden Knaben im Chore gestanden; aber es schien ihm, er sei gefesselt und könne nicht hinkommen, bis ihn endlich Mutter und Onkel an der Hand faßten und zum Altare führten.

Nicht so sanft träumte Lady Wortington. Lange floh der Schlummer ihre Augen; sie hörte den Wintersturm um die Giebel des Hauses heulen und an den alten Bleisenstern rütteln und betete und dachte ihres Kindes und des unglücklichen Schwiegervaters. Erst spät nach Mitternacht schlossen sich ihre Lider und stellte sich ein unruhiger, von schweren Träumen beängstigter Schlaf ein.

### III.

#### Der nächtliche Überfall

Es schlug zwei Uhr auf den Türmen von Warrington, als der Untersheriff mit seiner Schar in aller Stille durch den Farnworther Torweg schritt. Dichte Schneeflocken trieben den Häfchern in das Gesicht; der Mond war untergegangen und die Nacht stockdunkel.

„Zum Rudud, Sheriff, wohin sollen wir in dieser ägyptischen Finsternis und in diesem Hundewetter?“ sagte einer der Knechte ärgerlich.

„Stille! Wer heute nacht ein Wort redet, bevor ich das Zeichen gebe, der

brummt mir vierundzwanzig Stunden im Stock“, antwortete der Führer. „Das Wetter ist gerade recht; wenn es noch eine halbe Stunde so fortwirbelt, kann uns kein Häfchen entspringen, ohne daß wir seine Fährte finden.“

Ungeesehen nahte sich die bewaffnete Schar dem friedlichen Sankey House und umstellte es von allen Seiten. Kein Fenster war erleuchtet; die Bewohner lagen offenbar in tiefem Schlummer.

Der Sheriff machte nochmals die Runde, jedem Ruhe und Wachsamkeit ein-

schärfend. „Wenn ihr von der Stadt her drei Uhr schlagen hört, so erwartet mein Zeichen“, sagte er und nahm mit der Hälfte seiner Leute unter einer weitläufigen Eiche dem Haupteingange gegenüber Stellung.

Der Wind hatte sich fast ganz gelegt; es war so stille, daß man das leise Rieseln des Schnees hören konnte, der zwischen den Zweigen niederfiel. Da schlug es drüben in Warrington drei Uhr. Die Männer traten auf den offenen Platz vor das hohe Eisengitter, dessen Tor sie mit einer Kette geschlossen fanden. Der schrille Ton einer Feile tönte durch die Nacht, und nach wenigen Minuten fiel die Kette klirrend auf die Steinfliesen. Die Soldaten rund um das Haus hörten es und saßen ihre Spieße und Piken fester; gleich darauf dröhnten laute Schläge an die schwere Eichentüre des Hauses und weckten seine Bewohner.

Lady Worthington war die einzige Person, welche bei diesem Überfalle ihre ruhige Besinnung behielt. Als nach wenigen Minuten die Kammerfrau zitternd an ihre Zimmertüre pochte, trat sie ihr schon gekleidet und vollkommen gefaßt entgegen; sie wußte ja denjenigen, welchem der lärmende Besuch zunächst galt, in Sicherheit. Von der Dienerin gefolgt, schritt sie über den Korridor und öffnete gerade über dem Haupteingange ein Fenster. Sturmhauben und Piken blizten ihr im Facelschein entgegen; aber unerschrocken fragte die Dame: „Überfällt man in England so das Haus einer ruhigen Edelfrau? Wer seid ihr, und was ist euer Begehr?“

„Wir wollen Euch zeigen, welche Rücksicht man hier zu Lande auf papistische Hochverräter nimmt!“ tönte es herauf. „Aufgemacht im Namen des Gesetzes, oder wir sprengen die Türe ein!“

„Das ist gar nicht nötig“, sagte die Dame, „zeigt den Befehl des Obersheriffs, und meine Diener werden sofort öffnen.“ Diesem Verlangen wurde entsprochen; Lady Worthington gab die Weisung, das Tor aufzuschließen und erwartete an der steinernen Treppe den Sheriff. Mit lautem Geschrei drangen die Bewaffneten herein und besetzten die unteren Räume; dann stieg der Sheriff sporenklirrend mit einigen seiner Leute die Treppe hinan und sagte barsch zu der Herrin des Hauses: „Führet uns in das Jagdzimmer!“

Die Kammerfrau schrak zusammen, während es um den Mund der Dame

nur schmerzlich zuckte; sie ahnte, von wannen den Häschern die genaue Kenntnis des Hauses komme. „Folget mir“, sagte sie ruhig und öffnete am Ende des Korridors das verlangte Gemach.

Rasch trat der Sheriff ein und leuchtete mit der Fackel hinter den Vorhang des Kofens — das Bett war unberührt. Mit einem Fluche trat er zurück und rief: „Ist der Pfaffe wirklich nicht hier? Und doch ist dieses das bezeichnete Zimmer; da sind die Hirschgeweihe über der Türe.“ Aufmerksam leuchtete er in alle Winkel des Raumes, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Schon wollte der Sheriff die erste flüchtige Untersuchung aufgeben und sich nach andern Gemächern führen lassen, als beim Wegrücken eines Tischchens ein kleines, auf Pergament gemaltes Bildchen der Mutter Gottes zu Boden fiel. Triumphierend hob der Sheriff es auf und sagte: „Wir sind also doch im Baue des Fuchses, seht da den Beweis!“

„O, das gehört wohl meinem kleinen John“, sagte rasch gefaßt die Dame.

„Das wird sich finden“, erwiderte der Häscher. „Unterdessen wollen wir unsere Pflicht tun. Durchsuchet das Haus aufs genaueste vom Giebel bis in den Keller, klopft an die Wände, schlaget sie ein, wo sie hohl tönen, reißet die Dielen auf! Wir müssen ihn haben, und koste es, was es wolle. Wo ist Euer Knabe, Frau?“

„Mein Knabe? Was hat denn Johnny mit der Haussuchung zu tun?“ fragte die Mutter erbleichend. „Er schläft wahrscheinlich noch in seinem Bette.“

„Führt mich sofort in seine Kammer“, befahl der Sheriff, setzte aber alsbald, sich anders besinnend, bei: „Nein, Ihr sollt mir meine Fragen nicht durchkreuzen! Ich werde ihn schon selber finden. Ihr bleibt hier bis auf weiteres.“ Hiermit schloß der Häscher die Dame in dem dunkeln Zimmer ein und zog den Schlüssel ab.

Der Knabe schlief noch immer, wie laut und stürmisch es auch im Hause herging, den ruhigen und festen Schlaf der Jugend. Noch stand er im Traume im Chore der herrlichen Kirche und lauschte dem feierlichen Gesange, als der Sheriff, an der Türe seines Zimmers polternd, diese angenehmen Bilder verscheuchte. Erschrocken fuhr John aus dem Schlafe auf und rief, in der Meinung, es sei der Diener: „James, seid Ihr es? Was lärmt Ihr denn so?“ Aber wie erschrak er, als er die härtigen, gewaffneten Häscher er-

blickte! Mit einem Angstschrei starrte der Kleine den Sheriff an, welcher vor sein Bett hintrat.

„Es soll dir nichts zuleide geschehen“, begann der Häfcher sein Verhör, „vorausgesetzt, daß du meine Fragen unumwunden und sofort beantwortest. Wer unterrichtet dich?“

„Mama unterrichtet mich und auch —“ beinahe hätte der Kleine sich verraten, aber sein guter Schutzengel warnte ihn.

„Und auch?“ wiederholte der Sheriff lauernd.

„Und auch der alte James unterrichtet mich im Reiten“, vollendete John seinen Satz.

Ungeduldig über diese Enttäuschung, stampfte der Offizier auf den Boden. „Mache mir keinen blauen Dunst vor, oder du sollst es büßen!“ rief er, mit seiner Hand drohend in der Luft herumfuchtelnd. „Jetzt heraus mit der Sprache: wo ist dein Oheim?“

„Welcher Oheim? Ich habe mehrere Oheime“, erwiderte der Kleine.

„Nun, zum Henker, der Pfaff!“ rief der Häfcher, dessen Geduld zur Neige ging.

„Pfui, wie wüßt Ihr redet!“ sagte voll Entrüstung der Kleine. „Ihr meint den Priester? Der ist in Reims oder sonstwo.“

Wiederum war der Knabe dem plumphen Fragesteller entwischt. Der Sheriff konnte seinen Ärger kaum mehr zähmen; aber er bezwang sich noch einmal und sagte: „Junge, bist du so dumm oder so pffiffig? Nicht von dem Erzpaffen in Reims rede ich, sondern von demjenigen, der gestern abend noch drüben im Jagdzimmer wohnte; ich habe es ja aus dem Munde deines Großvaters selbst!“ Sprachlos schaute der Knabe den Häfcher an; also hatte die alte Martha dennoch recht gehabt! Der unselige Großvater der Verräter seines eigenen Sohnes! Dieser Gedanke trieb dem Kinde die Tränen in die Augen.

„Gelt, Kleiner, das hast du nicht erwartet?“ fuhr der Sheriff zutraulicher in seinem Verhöre fort. „Nun brauchst du auch nichts zu fürchten und kannst mir gerade heraus sagen, wo er ist, so will ich dir dein bisheriges Lügen nicht anrechnen.“

„Ich habe nicht gelogen, und damit Ihr mir nicht abermals nachsaget, ich hätte gelogen, so werde ich Euch auf keine Frage mehr Antwort geben.“

Nachdem John entrüstet diese Worte gesprochen, drehte er dem überraschten

Sheriff den Rücken. Das brachte aber die Galle des rauhen Soldaten in Wallung, und mit einem: „Du naseweiser Bub, wir wollen dir lehren, der Obrigkeit Rede und Antwort zu stehen!“ versetzte er dem Kleinen einen derben Schlag, daß ihm der Schmerz die hellen Tränen auspreßte; doch eine Antwort konnte er ihm nicht abnötigen. Scheltend verließ der Häfcher endlich das Zimmer mit der Drohung: „Wir wollen dir deinen Trostkopf schon brechen! Bevor du offen bekennst, wirst du keinen Bissen Speise verkosten.“

Dann fiel die Zimmertüre klirrend zu, und John hörte, wie der Sheriff das Schloß abdrehte und den Schlüssel abzog. „Der böse Mann“, jammerte er, „er will mich verhungern lassen! Ich wollte, ich wüßte nicht, daß der Onkel zu dem kranken Peter Swift nach Warrington ging — so könnte ich ihn nicht verraten. Aber ich werde ihn doch nicht verraten — lieber verhungern, so sterbe ich als ein Märtyrer und fliege von Mund auf in den Himmel, wie mir Mama gesagt hat.“ Dann erinnerte sich der Knabe an die Märtyrergeschichten, die er mit seiner Mutter in dem alten Legendenbuche gelesen, und betete und hörte auf den Lärm im Hause und schlief endlich wieder ein.

Inzwischen kehrten die Häfcher in Sankt Houze alles zu unterst und zu oberst. Schränke wurden erbrochen, Türen gesprengt, Mauern eingeschlagen, und selbst die Steinfliesen des Kellers aufgerissen, ohne daß man den Priester entdeckte. Man fand ein paar lateinische Bücher, welche den Verdacht zwar bestärkten, aber doch keinen durchschlagenden Beweis lieferten; auch das Verhör der Dienerschaft führte zu keinem Ergebnisse.

Als der späte Wintermorgen endlich graute, streifte der Sheriff rund um das Haus über die mit frischem Schnee bedeckten Felder; aber er fand keine Spur, die einen Flüchtigen verraten hätte. „Es ist klar“, schloß er endlich seine fruchtlose Forschung, „der Fuchs hat seinen Bau, von dem Alten gestern abend rechtzeitig gewarnt, vor Nacht verlassen.“ Dann zog er die Posten, die er rund um das Haus gestellt hatte, bis auf zwei Mann ein und kehrte nach der Halle zurück, wo seine Leute zechend und lärmend sich um ein gewaltiges Faß Ale (Bier) gelagert hatten und ihren Unmut über den fehlgeschlagenen Plan in Strömen der weißgelben Flüssigkeit ertränkten.

Gegen Mittag kam dann Sir Edmund Trafford selbst herausgeritten. Der Sheriff hatte ihm einen Boten mit der unliebsamen Kunde nach der Stadt geschickt. Nochmals wurde unter seinen Augen das Haus durchsucht, aber wieder ohne Erfolg. Auch die Kammer des kleinen John betrat der Ritter und stellte die verfänglichsten Fragen an den Kleinen. Er konnte ihm jedoch weder mit Milde noch mit Strenge auch nur das geringste Geständnis entlocken.

„Ich bin jetzt schon halb verhungert“, sagte der Knabe, der zum erstenmal in seinem Leben bis in den späten Nachmittag hinein nichts verkostet hatte, in dem naiven Glauben, dem Hungertode sehr nahe zu sein, „und will mir nun zu guter Lezt nicht noch die Marterkrone entchlüpfen lassen.“

Der wohlbeleibte Ritter mußte hell auflachen und sagte: „Was meinst du denn, wir wollten dich verhungern lassen? Nein, so grausam sind wir nicht. Aber das sage ich dir, wenn du uns nicht Rede und Antwort stehst, so lasse ich dich morgen gebunden nach Preston führen, und du sollst deine Mutter nicht wieder zu sehen bekommen, und statt des papistischen Unterrichtes, in dem dich dein Oheim aufzog, wird man dich in unsere Kirche und Schule führen, wo du das lautere Gotteswort hören sollst — so wahr ich Sir Edmund Trafford heiße und Obersheriff von Lancashire bin!“

Dieselbe Eröffnung machte der Ritter auch Lady Worthington, die noch immer im Jagdzimmer gefangen gehalten wurde. Es war das schwerste Opfer, das man von ihrem Mutterherzen fordern konnte, aber nicht zu schwer für ihre Glaubensstreue.

„Mein Knabe ist mein Teuerstes auf Erden“, betete sie, als der Obersheriff gegangen war, „aber nimm ihn, Herr, wenn es so dein Wille ist. Nur um eines bitte ich dich: laß ihn niemals unserer heiligen Kirche entfremdet werden.“

Bevor Sir Edmund Trafford Sankeys House verließ, stellte er für den alten Herrn von Blainco Hall einen Verhaftungsbefehl aus. Einige seiner Leute wurden sofort zum Vollzuge desselben mit der Weisung abgeschickt, Sir Richard nach Preston zu führen, wo in wenigen Tagen Graf Derby Gericht halten sollte. Ebendahin erhielt der Untersheriff Befehl, am folgenden Tage mit dem gefangenen Knaben aufzubrechen.

Inzwischen hatte die alte Martha auf die Weisung des Beamten ihren kleinen Liebling John mit einem tüchtigen Imbiß versorgt; bei dieser Gelegenheit erfuhr der Knabe, wo seine Mutter gefangen gehalten wurde. Auch mahnte ihn Martha, doch ja nicht zu verraten, wo man die heilige Messe gefeiert und wer ihr beigewohnt habe, sonst werde gewiß die Mutter und alle andern in das Gefängnis geworfen. Noch manches wollte sie ihm erzählen; aber der schwere Schritt eines Hähchers, welcher im Korridor ertönte, scheuchte sie von dannen.

Es war Abend geworden. Der Knabe, der sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, dachte über seine Lage nach und versiel auf einen Fluchtplan, dem er in der Dämmerung nachsann. Der Wache zu entkommen, die er von Zeit zu Zeit unten die Runde machen sah, schien ihm nicht schwer; aber wie sollte er bis ans Meer, wie über die See gelangen? Wenn er nur seine Mutter fragen könnte! dachte er; vielleicht würde sie mit ihm fliehen. Da fiel ihm ein, daß es nicht so schwierig sei, an dem uralten Efeu, der die Mauern des Hauses bekleidete, in den Garten hinabzukletteren und an der andern Seite des Hauses auf demselben Wege zu dem Fenster des Jagdzimmers emporzuklimmen. John beschloß, das Wagestück frisch zu versuchen, das ihm gar nicht gefährlich schien.

Er wartete, bis die Nacht völlig hereingebrochen war, dann öffnete er leise das Fenster und lauschte hinab. Eben ging die Wache vorbei. „Jetzt ist sie um die Ecke“, flüsterte er; „bevor sie wieder kommt, muß ich unten sein.“ Und leicht wie ein Eichhörnchen schwang sich der gewandte Knabe über die Fensterbrüstung; dann raschelte es in den Efeuranken, und nach einer Minute stand John im Garten und schüttelte sich den kalten Schnee von den Kleidern. Da naheten die gemessenen Schritte der Wache, und der Kleine duckte sich hinter einer Tagushede, in deren Schutz er un gesehen die andere Seite des Hauses gewann. Er sah das Fenster des Jagdzimmers, in dem er seine Mutter wußte, hell erleuchtet, und sein Herz jubelte bei dem Gedanken, daß er in wenigen Minuten bei ihr sein werde. Mutig ging er ans Werk, und sein Engel schützte ihn, daß er im Dunkel nicht eine dürre, brüchige Ranke ergriff und niederstürzte. Ein paar Sperlinge, aus ihrer Nachtruhe in den dichten Blättern emporgeschreckt, flatter-

ten auf, und dann klopfte es an die runden Bleisfenster.

Lady Worthington, welche in Gedanken versunken am Kamine saß, drehte verwundert den Kopf nach dem Fenster. Da klopfte es wieder, und sie hörte leise „Mutter“ rufen. Beinahe erschrocken stand sie auf, nahte sich zaudernd dem Fenster und öffnete es. Wie schlug ihr Herz, da sie so unerwartet ihren Liebling erblickte, der lachend zu ihr sagte: „So reiche mir doch deine Hand, Mutter; ich kann mich ja an dem kalten Fenstergesimse kaum mehr halten!“ Eine Minute später hielt die glückliche Frau scheltend und lobend ihren Sohn in den Armen.

„Du bösester, bester Bube du — habe ich dir denn nicht verboten, an den alten, brüchigen Geseuranken herumzuklettern?“

„Ja, nach Vogelneestern“, sagte der Knabe treuherzig. „Aber du bist doch kein Vogelneest! — Und ich wollte mich nicht von hinnen führen lassen, ohne dich nochmals zu sehen“, fügte er ernst bei.

Und dann erzählte er alles, was seit gestern abend vorgefallen, und was er geantwortet habe, und wie er beinahe ein Märtyrer geworden wäre, und daß er fest entschlossen sei, eher zu sterben, als den Oheim zu verraten oder seinen Glauben zu verleugnen. Das Herz der Mutter jubelte auf über diese edle Gesinnung des

Kindes, und Freudentränen zitterten in ihrem Auge. Aber sie hütete sich wohl, durch allzu vieles Lob die unbewußte Demut des Knaben in eitle Selbstgefälligkeit zu verwandeln. Dann sprach ihr Sohn von seinem Fluchtplane. Allein sie sagte ihm, derselbe könne nur nach guter Vorbereitung gelingen. Er solle sich inzwischen geduldig nach Preston führen lassen; sie werde auf Mittel und Wege sinnen und im günstigen Augenblicke sicher zur Hand sein.

Lange redete sie noch mit dem Knaben und gab ihm Weisungen und Ratschläge, wie er sich vor Gericht zu benehmen habe; auch von seinem unglücklichen Großvater sprach sie und forderte ihn auf, die Gefangenschaft für das Heil und die Befehring des tief gefallenen Greises aufzuopfern. Dann kniete sie nieder und betete mit ihm, und als sie sich erhob und unter Tränen — zum letztenmal vielleicht hienieden — das heilige Kreuzzeichen über ihren Sohn machte, da flammte in in ihrem Herzen ein Gefühl, das mit der Gesinnung der makkabäischen Mutter verwandt war, als dieselbe ihre Kinder zum Martertode aneiferte.

Die Sturmflut der Verfolgung war ja furchtbar im Steigen. Wer konnte dafür bürgen, daß Englands Boden in dem eben begonnenen Jahre nicht auch das Märtyrerblut von Kindern trinken werde?

#### IV. Vor Gericht

Vier Tage nach den eben erzählten Erlebnissen waren die zahlreichen katholischen Bewohner der Stadt Preston in nicht geringer Aufregung. Preston trägt nämlich seinen Namen (abgefürzt aus Priesttown, d. h. „Priesterstadt“) nicht umsonst; seine uralte, dem hl. Wilfrid geweihte Pfarrkirche mit dem burgähnlichen Turme, welcher erst in unsern Tagen wegen Baufälligkeit abgetragen wurde, reichte in das erste Jahrhundert von Englands Befehring zurück. Stets haben sich die Einwohner von Preston der Kirche treu bewährt. Auch nach den traurigen Tagen Heinrichs VIII. galt die Stadt als der Mittelpunkt der Katholiken Lancashires und wird heute noch das „englische Rom“ genannt. Daher ist zu begreifen, daß seine Bürger an den Gerichtsverhandlungen, welche sich zumeist mit widerspenstigen Katholiken befaßten, in jenen Tagen der blutigen

Katholikenverfolgung regen Anteil nahmen. Zahlreich strömten sie in der Tat nach der alten „Moot hall“, der Gerichtshalle, und die weite Straße zwischen ihr und dem Fischertore (Fisshergate) war mit Neugierigen angefüllt. Schon seit einer Stunde waren die Galerien zum Brechen voll, und noch immer drängte man sich durch das Tor, dessen Schwibbogen ein Osterlamm mit der Umschrift Princeps pacis (Friedensfürst) zierte — gewiß ein passender Schmuck für eine christliche Gerichtshalle, der heute noch von dem frommen Sinne der katholischen Erbauer Zeugnis ablegt.

Graf Derby, derselbe, der wenige Jahre später in dem Blutgerichte über Maria Stuart urteilte, William Chatterton, der anglikanische Bischof von Chester, Sir Edmund Trafford und andere Glieder der von der Königin eingesetzten Kommission hatten sich zu den vierteljähr-

lichen Gerichtssitzungen eingefunden. Der zu erledigenden Fälle waren wahrhaft nicht wenige, dank den zahlreichen Spürhunden Elisabeths, welche jedes Haus umlauerten! Der alte Spruch: „Mein Haus ist meine Burg“, auf den sonst die freiheitsliebenden Engländer so stolz waren, galt nicht mehr, seitdem Heinrich VIII. die päpstliche Tiara seiner Krone beigelegt und seitdem seine würdige Tochter die Katholiken zu Tode hetzte. So erschien denn auch heute wieder eine lange Reihe von Angeklagten, welche für das Anhören der heiligen Messe oder auch nur für die Nichtteilnahme am protestantischen Gottesdienste zu unerschwinglichen Geldbußen, zu Gefängnis und Rutenstreichen verurteilt wurden.

Doch nicht um dieses bis zum Aberdrusse gewohnten Schauspieles willen hatten sich die Bewohner Brestons und seiner Umgebung in so großer Zahl in die Gerichtshalle gedrängt und folgten nun schon mehrere Stunden dem einförmigen Gange der Verhandlungen.

„Sie kommen nicht mehr vor, Gebatter Clayton“, sagte ein stämmiger Schustermeister ärgerlich zu seinem Nachbarn. „Gleich schlägt es drei Uhr, und dann, werdet Ihr sehen, geht der Bischof von Chester — Gott verzeihe es mir, wenn es eine Sünde ist, daß ich ihn so nenne — nach seinem Quartier, der *M i t r e S a b e r n*, um seine Mahlzeit einzunehmen; denn die will er zur gewohnten Stunde haben.“

„Heute muß er warten, verlaßt Euch darauf, Meister Booth“, erwiderte der Angeredete. „Sie kommen ganz sicher vor; ich weiß es von meiner Base, dem Weibe des Gefangenenwärters in der Friary. Sie sind bestimmt auf dem Zettel, und mit Guern Augen werdet Ihr sie sehen — geduldet Euch nur noch eine kleine Weile!“

„Wen erwartet Ihr denn so sehnlich?“ fragte eine hohe, verschleierte Frauengestalt, die hart an der Galeriebrüstung neben den beiden ehrsamem Bürgern stand.

„Ha, wen sonst als diejenigen, um deren willen die Halle so gesteckt voll ist — den jungen und den alten Worthington“, sagte der Schuster. „Doch halt, da geht es los — hat nicht der Schreiber eben ihren Namen genannt?“

In der Tat war der Name am Gerichtstische gelesen worden. Alle Hälse reckten sich in die Höhe, und aller Augen waren auf den eintretenden Knaben ge-

richtet, der mit edlem Anstande die Estrade betrat, sich vor den Richtern verneigte und seinen Platz auf der Anklagebank einnahm. Ein teilnehmendes Geflüster lief durch die Reihen der Zuschauer.

„Netter Junge, auf mein Wort!“ sagte Mr. Clayton zu seinem Gebatter, der ihm leise erwiderte: „Es ist eine Schande, daß man Kinder wie diesen Flachskopf vor Gericht stellt.“ Dann wurde es so stille im Saale, daß man das Knistern des großen Kaminfeuers hören konnte.

Der zwölfjährige Knabe wurde aufgerufen. Graf Derby, der Vorsitzende, befragte ihn über den Aufenthalt seines Oheims; allein zum Staunen aller Anwesenden erwiderte der Knabe wie folgt: „Euer Lordschaft verzeihen, wenn ich auf keine Frage antworte. Meine Wächter haben mich seit gestern in der Frühe hungern lassen, und nun nötigten sie mich vor einer halben Stunde zum Weintrinken. Ich weiß wohl weshalb sie das taten: sie wollten mich betrunken machen, daß ich im Rausche Fragen beantworten möchte, die ich nicht beantworten darf. Aber Gott sei Dank, ich bin noch wohl bei Sinnen, wiewohl mir recht elend zu Mute ist, so daß ich Euer Lordschaft bitte, keine weitere Frage an mich zu stellen.“

Lautes Murren von den Galerien verurteilte diese niederträchtige Behandlung des Knaben.

Da erhob sich Graf Derby und verlangte Ruhe unter der Androhung, sonst die Halle von den Zuschauern räumen zu lassen; dann wandte er sich an John und sagte mit freundlicherer Stimme, als sein durchdringendes Auge erwarten ließ, zu dem Knaben: „Kind, man gab dir den Wein zur Stärkung, und nun sage uns offen, wo dein Oheim zu wohnen pflegte, damit wir nicht zu schärferen Maßregeln greifen müssen.“

„Ich kann aber nicht — ich fühle mich zu elend“, erwiderte John, der sich in der Tat nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Der Graf sah es und ließ ihm etwas warme Milch bringen. Die Sache war den Kommissären sehr unlieb, und sie schauten sich sichtlich verstimmt an. Da glaubte William Chatterton, der Bischof von Chester, die Gelegenheit sei günstig, zu allgemeinem Ruh und Frommen eine seiner Tiraden gegen das Papsttum loslassen zu können.

William Chatterton war das Modell eines Prälaten, wie sie Elisabeth für ihre

neugeschaffene Staatskirche wünschte. In hohem Grade Charakterlos, froh er vor dem Hofe und suchte sich durch eifrige Verfolgung der Katholiken den allmächtigen Ministern Burleigh und Walsingham zu empfehlen. In seinem Privatleben aber hatte er nur den einen Wunsch, das reiche Einkommen seines Bistums in Ruhe zu verzehren. Mit näselnder, schnarrender Stimme begann dieser Mann über die Verkommenheit des Papsttums zu reden, welche wie im allgemeinen an allem Unheil auf Erden, so auch im besondern an dem Starrsinne und der Verdorbenheit dieses zarten Schäfleins seiner Herde schuld sei.

„Doch der Frömmigkeit Ihrer Majestät, unserer allernädigsten jungfräulichen Königin, die Gott allezeit bewahren möge“, fuhr er, sich tief verneigend und das Barett lüftend, fort — „der Fürsichtigkeit des Geheimen Rates wie nicht minder des gegenwärtigen königlichen Kommissärs, meines Lords, des Grafen von Derby, und der andern Herren Mitkommissäre — meiner Pflicht und Hirtenorgfalt nicht zu gedenken — ist es zuzuschreiben, daß wir uns entschlossen haben, gegenwärtiges, durch einen römischen Belialspaffen und seine eigene Mutter verführtes und vergiftetes Kind an uns zu nehmen und im Lichte

des reinen Evangeliums zu erziehen. Tritt denn heran, mein Knabe“, wandte er sich jetzt an John, der sich inzwischen etwas erholt hatte, „hier ist das Gotteswort, die Bibel; knie nieder, lege deine Linke auf das Buch und schwöre mit erhöhtener Rechten, daß du meine Fragen ohne jegliche Hinterlist und Restriktion beantworten werdest.“

„Wie kann ich das tun, da ich nicht einmal die Fragen kenne, welche Ihr an mich stellen wollt?“ fragte der Knabe.

„Aber mein Sohn, wenn du die volle Wahrheit sagen willst, so darfst du den Schwur unbedingt leisten“, drängte der Prälat.

„Ich werde niemals lügen“, sagte der Knabe; „aber was mir und meinen liebsten Freunden Schaden bringen könnte, brauche ich nicht zu sagen, wie mir meine Mutter erklärte.“

„Gut, so schwöre, wenigstens das der Wahrheit gemäß zu sagen, was niemand schaden kann. Du darfst doch zum Beispiel wohl schwören, daß das Taschentuch, welches ich hier in der Hand halte, ein Taschentuch sei?“ fragte Chatterton.

„Gewiß darf ich so etwas nicht mit einem Schwure bekräftigen; denn ein solcher Eid wäre ja unerlaubt, weil er ja ohne wichtigen Grund geleistet würde.“

(Fortsetzung folgt.)

## Gebet für die Missionen

Folgendes Gebet zu Maria, der „Königin der Missionen“ hat das Impri-matur des Erzbischofs Dr. Mannix (Melbourne) erhalten:

„Liebste Mutter, unter deinen mächtigen Schutz stellen wir die katholische Heidenmission. Wir empfehlen deinem unbesleckten Herzen alle Missionäre, welche bei den Heidenvölkern sich bemühen, das Reich deines Sohnes auszubreiten.“

Erinnere dich, teure Mutter, der Prophezeiung des hl. Simeon im Tempel, daß dein Kind ein Licht sein soll zur Erleuchtung der Heiden. Hilf durch deine vermögende Fürbitte, daß diese Weissagung recht schnell in Erfüllung gehe.

Blicke in Güte hernieder, o Mutter der Barmherzigkeit, auf diese über 100 Millionen armer Heiden, die noch nichts wissen von deinem göttlichen Sohne, ja selbst noch niemals auch nur seinen Namen gehört haben. Auch ihre Seelen sind erschaffen um Gottes Majestät zu erkennen, ihn anzubeten und ihn zu lieben.

Aber siehe, noch liegen sie in Todesschatten ohne Glaube, ohne Hoffnung und Liebe!

Aus Mitleid mit ihnen, o gütigste Mutter, gib recht vielen jungen Herzen auf der ganzen Welt die Gnade des wahren Missionsberufes. So möge dann endlich glücklich in Erfüllung gehen der heiße Wunsch des heiligsten Herzens deines geliebten Sohnes zu sehen, daß das Reich seines Vaters überall in die Herzen aller Menschen gekommen ist. Amen.

Dieses Gebet kann auf sehr feinen Bildchen beim St. Josephs-Berlag bezogen werden. 100 Stück N. M. 4. — Einzeln 5 Pfennig